



# Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 32.

Sonntag den 9. August 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen in Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erblitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Zehnter Sonntag nach Pfingsten. — Der Schlüssel der Barmherzigkeit. — Was die Stunde heischt! — Aus dem Kalender der Woche. — Ein Verleugung. — Im Brennpunkt eucharistischer Liebe. — Zeitliche Entschiedenheit. — Kampf für's Vaterland. — Mutig vorwärts. — Meilei über Aindererziehung. — Eine christliche Mutter von damals. — Zur Mobilmachung. — Wunsch. — Eine Mutter, wie sie sein soll. — Splitter.

## Wochentalender.

- Sonntag, 9. August, 10. Sonntag nach Pfingsten.
- Montag, 10. August, Laurentius, Martyrer.
- Dienstag, 11. August, Tiburtius und Susanna, M.
- Mittwoch, 12. August, Klara, Jungfrau.
- Donnerstag, 13. August, Oktav von Laurentius; Hippolyt und Cassian.
- Freitag, 14. August, Vigil von Himmelfahrt. Wigbert, Abt.
- Sonntag, 15. August, Maria Himmelfahrt.

## Zehnter Sonntag nach Pfingsten.

### Das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner.

Evangelium Luk. 18, 9—14.

In jener Zeit sprach Jesus zu einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien und die übrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten. Der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und betete bei sich selbst also: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Heuchler, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner! Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich besitze.“ Der Zöllner aber stand von fern und wollte nicht einmal die Augen zum Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein jeder, der sich selbst erhebt, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

## Der Schlüssel der Barmherzigkeit.

**S**o zahlreich wie die Raupen in einem Krautgarten waren die Sünden im Herzen des Pharisäers. Habgucht und Genußsucht, Uebervorteilung und Betrug haften darin wie Stürme auf dem Hochgebirge. Da trauen wir kaum unseren Ohren, wenn wir die Worte des Heilandes vernehmen: Dieser ging gerechtfertigt von dannen! — die Sünden wurden ihm vergeben, die Strafen erlassen. — Woher diese liebevolle Behandlung, diese schnelle Begnadigung? Der Zöllner hatte eben den Schlüssel der Barmherzigkeit gefunden: und das ist die Demut. Seht, er bringt es nicht über sich, sein böses Treiben auch nur mit einer einzigen Silbe zu entschuldigen. Und doch hätte es der faulen Ausreden gar viele gegeben: das Geschäft hat es mit sich gebracht; muß man den Zoll erheben, so kommt nicht viel darauf an, wenn man ein paar Groschen mehr eintreibt, als es macht nach dem Gesehe; das ist so schlimm nicht, und alle anderen tun es ja auch; zudem ist es kein Vergnügen, den ganzen Tag an der Zollbank zu

sitzen, den Schmugglern und Betrügnern auf die Finger zu sehen, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen; soll man da immer nur an die Staatskasse denken, und nicht auch an den eigenen Geldbeutel?

Solche und ähnliche Ausreden waren indes unserm Zöllner vollständig fremd. Offen und frei gesteht er seine Schuld, schlägt an die Brust mit den erschütternden Worten: O Gott, sei mir armen Sünder gnädig!

Der Heiland ist selber demütig gewesen, und er liebt und belohnt die Demut. Bedenke, welches Wunder für den Sohn Gottes nötig war, um sich die Möglichkeit der Demut zu verschaffen. Der hl. Paulus deutet es an mit den bekannten Worten im Epheserbrief: Obwohl er in der Gestalt Gottes war und es nicht für Raub hielt, Gott gleich zu sein, so hat er dennoch sich selbst entäußert und Knechtsgestalt angenommen; er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode. Eph. 2, 5.

In der Demut hat der Heiland unsere Missetaten auf sich genommen und ist vor seinem himmlischen Vater als Sünder erschienen.

Zur Demut gehört, daß wir die Sünde erkennen, sie uns selbst zuschreiben, deren Strafe willig auf uns nehmen. Wie aber manche Henne ihre Eier in fremde Nester legt, so schiebt auch mancher Mensch die Schuld seiner Verirrungen auf andere. Einem Geistlichen wurde einst ein Herr anvertraut, der durch Trinken und Bummeln weit heruntergekommen war. Jeweils 8—14 Tage lebte der junge Mann ganz tadellos. Dann aber ließ er sich bezaubern vom Teufel Alkohol, zertrümmerte seine heil. Vorsätze, verschwendete unheimliche Summen, machte die tollsten Streiche. Anstatt aber seinen unseligen Zustand und seine traurige Lage seinem Leichtsinn zuzuschreiben, schleuderte er Anklagen auf andere: meine Eltern haben mir zu viel nachgesehen, haben mir zu viel Beid unter die Finger gegeben; mein Vater hat mir keine Unterhaltung verschafft, und so entschädigte ich mich bei meinen Freunden, die mich so weit gebracht haben. — Bei diesem Mangel an Selbsterkenntnis war natürlich jede Heilung ausgeschlossen, und der bedauernde Mensch sank immer tiefer.

Ganz anders der Demütige. Wie man die Kohlen im Schacht der Erde sucht, so sucht und findet der Demütige die Verschuldung immer in seinem eigenen Innern. Denke an Tobias. Mitten unter den heidnischen Greueln hielt er tapfer an allen Satzungen des Judentums. Sein Tisch war gedeckt für die Armen, seine Hand ausgestreckt nach den Dürftigen. Entgegen dem Gebot des assyrischen Königs und mit eigener Lebensgefahr bestattete er die Toten. Aber trotz seiner hohen Tugend und herrlichen Taten sollte eine Prüfung über ihn kommen: aus einem Schwalbennest fiel warmer Kot auf seine Augen, daß er erblindete. Tobias aber klagte weder des Schicksal noch den Willen Gottes an, sondern

schrieb alles Unheil seinen und seines Volkes Sünden zu. Höre das ergreifende, demutsvolle Gebet dieser edlen, demutsvollen Seele: Gerecht bist du, o Gott, und gerecht sind alle deine Gerichte, und alle deine Wege sind Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Und nun, o Herr, gedente meiner und nimm nicht Rache an meinen Sünden und gedente nicht meiner und meiner Eltern Missetaten. Denn weil wir deinen Gesetzen nicht gehorchten, darum sind wir hingegeben zum Raube und zur Gefangenschaft und zum Tod und zum Lustspiel und zum Gespötte den Heiden allen, unter die du uns zerstreut hast. Ja Herr, groß sind deine Gerichte, weil wir nicht gehandelt haben nach deinen Vorschriften. (Job. 3)

Als in Mailand Tod und Pest durch die Strafschlichen, da lehnte der große Bischof Karl Borromeo seine unschuldige Haupt an die Wand, weinte bitter Tränen und sprach: bin ich vielleicht selber Schuld an dem Unglück und an der Pest?

Greife, mein Christ, zu diesem Zauberschlüssel, der die Schatzkammer der göttlichen Barmherzigkeit aufschließt, gebrauche ihn in Sündenelend und Leidensnot. Hast du gefehlt, so suche nicht nach einem Sündenbock, auf den du die Schuld ladest, sondern klopf an deine Brust und sprich: ich bin der Täter, ich bin der Sünder; hast du auf deinem Felde eine Mißernte zu verzeichnen, zerstört ein Hagelschlag die Frucht deiner Arbeit, muß dein Geldbeutel bluten unter einem geschäftlichen Zusammenbruch, fällt dir ein Stück Vieh im Stalle, hast du oder haben deine Angehörigen Krankheiten dazuzumachen, oder trifft dich sonst ein fogen. Unglück, dann lehne dich nicht auf wider Gott und frage nicht in törichtem Hochmut: wo habe ich das verdient? sondern schlage an deine Brust und denke: durch meine Sünden und Treulosigkeiten habe ich diese Rute mir selbst gebunden. Dann wirst du die Leiden mehr als ein Zeichen göttlicher Liebe denn als Zeichen göttlichen Zornes auffassen. Sankt Laurentius weinte ja, weil er fürchtete, seine Sünden würden ihn des Martyriums unwürdig machen. Und erst als sein Bischof ihm die Versicherung gab, nach drei Tagen wirst du mir in den Tod folgen, da versiegten seine Tränen. Bei dieser Auffassung werden aus dem Dorngebüsch irdischer Leiden die Rosen göttlichen Wohlgefallens und himmlischen Segens dir erblühen gemäß der goldenen Mahnung des Apostelfürsten: demütigt euch unter Gottes gewalige Hand, damit er euch erhöhe am Tag der Heimführung. (1 Petr. 5, 6.)

## Was die Stunde heischt!

**Krieg**, das ist heute das Lösungswort, das auf allen Lippen schwebt. Mit Blitzesschnelle ist es an den telegraphischen Drähten nach allen Seiten hingedrungen, es hat die Herzen aller eingenommen und mit ihm ist in tausend und tausend Herzen, wo bisher sorgenlose Ruhe herrschte und frohe Hoffnung und beglückende Freude die Sorge eingekehrt und die

Bekümmernis und die Angst und bitteres Weh. Und zu ihnen wird sich, je mehr nun nach und nach das ergreifende Wort Leben und Gestalt gewinnt und sich entwickelt und entfaltet und sein tausendfaches Wehe offenbart, das Leid gefellen und die Trauer und der Gram und die Tränen und die Not und der Jammer und das Elend.

**Krieg, grauenvolles Wort!**

Und vollends ein solcher Krieg, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat, zwischen Völkern, die nach Millionen und Abermillionen zählen, mit solchen Heeresmassen, mit solcher Fertigkeit und Gewandtheit, mit solchen Kriegsapparaten und mit solcher Leidenschaft!

O ja! Wer könnte da ohne Sorge, ohne Bangen der Zukunft entgegensehen? Wer fände nicht im Voraus schon sein Herz umrungen von Mitleid und Erbarmen über das Elend, welches ein solcher Krieg über Millionen bringen wird; von Betrübniß über das Verderben, welches er nur zu leicht über viel tausend Seelen herbeiführen wird?

**Und was sollen wir tun?**

Wir müssen uns ermannen! wir müssen christlich uns fassen. Wir dürfen nicht in den bangen Sorgen, nicht im Leid und Weh versinken; wir müssen uns den rechten Standpunkt gewinnen! O daran ist gar viel gelegen, daß der Christ der eben überall und stets Christ sein soll, den Standpunkt, den er in solcher Lage einnehmen soll, den christlichen Standpunkt, recht klar erfasse, um ihn dann mit der Gnade Gottes einzunehmen und treu einzuhalten. Je mehr er das tut, desto gesicherter ist seine Hoffnung und Zuversicht, daß auch in diesem an sich so schrecklichen Krieg das Wort sich bewähren wird: „Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten“; d. h., der Herr lenket und wendet sie zu ihrem Besten.

**Welches ist dieser Standpunkt?**

Ohne Zweifel ist der Krieg an sich ein Uebel. Ist es nicht ein Uebel, wenn Menschen, sich gegenseitig zu Hunderten und Tausenden hinschlachten? Und dann das Leid und Wehe, die Not und der Jammer in seinem Gefolge. Und die Zerstörung, welche er nach allen Seiten anrichtet, Werke des Friedens, die in Jahrzehnten geschaffen sind, werden für lange Zeit, vielleicht für immer vernichtet! Und sieht man nicht fast immer Sünden und Ausschweifungen aller Art im Geleite des Krieges? Wenn daher die Kirche in ihren Bittgebeten zum Herrn fleht um Abwendung der Uebel, da hat auch der Krieg darunter seinen Platz. „Von Pest, Hungersnot und Krieg erlöse uns o Herr.“ Woher nun der Krieg? Von der Verkehrtheit der Menschen sagt du. Freilich, darin liegt die nächste Ursache. Aber könnte auch das, was von der Verkehrtheit und Bosheit der Menschen ausgeht, zustande kommen, wenn der Herr es nicht wollte? Hätte er nicht auch diesen Krieg verhindern können? Gewiß. Also ist dieser Krieg entstanden nicht ohne Gottes Zulassung. Das ist das erste, was wir im Herzen behalten müssen: Obwohl der nächste Grund des Krieges in der menschlichen Verkehrtheit, in dem Mißbrauch des freien Willens liegt, hat er doch seinen tiefsten Grund im hl. Willen Gottes und ist für alle eine Prüfung, die Gott will, die zu Gott führt.

Da bietet sich so leicht die Frage: Warum denn das? Es wäre das eine verwegene Frage, wenn wir dadurch Gott gleichsam zur Rede stellen wollten; sie ist es aber nicht, sondern ist gut und heilsam, wenn wir in Demut nach den Absichten Gottes forschen, um sie, wenn wir sie kennen, zur Erfüllung zu bringen. Also warum. Unser Glaube und der Hinblick auf die Art, wie Gott einst sein Volk Israel führte, läßt uns kaum zweifeln, daß der Herr diesen Krieg wenigstens auch darum zugelassen hat, um die Sünden der Menschen dadurch zu strafen. Ist denn aber eine solche Strafe heute auch nötig? Nun, wer die heutige Welt kennt, wird diese Frage nicht verneinen können. Mitten hinein in den immer mehr zunehmenden Unglauben und den Abfall von der Kirche und vom Christentum, mitten hinein in die hochgehenden Fluten der Sittenlosigkeit, die weite Kreise und Schichten der menschl. Gesellschaft erfasst hat, schwingt der gerechte Gott die Zuchtrute, die eiserne Zuchtrute des Krieges und da muß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. Aber bist du denn nicht auch schuldig, müssen wir nicht alle an die Brust schlagen und gestehen: „mea culpa“ meine Schuld! Und wenn wir mit den Augen des Glaubens unsere Sünden betrachten, wenn wir erwägen, daß der große Gott für jeden sündhaften Gedanken uns zur Rechenschaft ziehen wird, willst du dann zu behaupten wagen, das Wehe des Krieges, wie es nun über dich kommt, groß oder gering, sei eine zu schwere Strafe

für deine Sünden. Darum, das ist das zweite, entschließe und bestrebe dich, alles Unangenehme, alle Opfer, alle Verluste, alles Leid, allen Schmerz, so der Krieg bringt, im Geist der Ruhe für deine bisherigen Sünden anzunehmen. So will's Gott. Und er hilft, wenn du ihn bittest, auf daß du es vermögst. So wird der Krieg und sein Wehe für dich ein Fegfeuer, vielleicht peinlich genug, aber bei weitem nicht so peinlich, wie das Fegfeuer nach dem Tode. Und weiter: Halte Gott zum Freund und bete. Darüber noch einige Worte am nächsten Sonntag.

**Aus dem Kalender der Woche.**

Die Ehrlichkeit. (St. Johannes Berchmanns.)

Womit spielt denn der Nehmer Fritz dort in der vorsehten Bank? fragt während der Religionsstunde der Pfarrer, der den tändelnden Schüler schon eine längere Weile beobachtet hat.

„Mit einem Apfel!“ antworten die Banknachbarn.

„Gerausbringen!“ — — — —  
Mit sichtlichem Widerstreben gehorcht Fritz und legt den Apfel auf den Tisch. Der obstkundige Pfarrer wirft einen Blick darauf und schon weiß er alles. Vor ihm stand der Dieb, der dem Pfarrgarten einen Besuch abgestattet hat, ohne erwischt zu werden. Jetzt liegt der Beweis da. Diese Sorte Apfel findet sich im ganzen Dorf nicht, als nur im Garten des Pfarrhauses.

„Woher hast du den Apfel?“  
„Belommen.“  
„Von wem?“  
„Von der Mutter.“

In den letzten Bänken zeigen einige Hände empor.  
„Was gibst?“

„Bitte, er hat vor dem Unterrichte gesagt, daß er Apfelholt und ist über die Mauer bei Ihnen geklettert.“

„Wart', Fritz, das werd' ich deiner Mutter sagen! Sehen!“

Fritzens Mutter hilft ab und zu der Pfarrhaushalterin bei der Arbeit. Wie sie nachmittags erscheint, ruf's aus dem Fenster des Pfarrherrn:  
„Nehmerin, kommt einmal rein!“

Das Weib folgte dem Rufe und steht schon in der Tür des Zimmers.  
„Guer Fritz ist ein Dieb.“

„Wieso denn, Herr Pfarrer?“  
„Er hat bei mir einen Apfelbaum halb abgeleert und bringt die Äpfel in die Schule mit.“

„Das kann schon sein, Herr Pfarrer, man kann doch nicht den ganzen Tag bei den Jungen sein; aber das hab' ich noch nicht gehört, daß man ein Dieb ist, wenn man ein paar Äpfel vom Baum nimmt!“ Und schon ist sie zur Tür hinaus.

Der Pfarrer schüttelt sein Haupt. Solche Grundsätze! Jetzt wird ihm manches klar . . .

Die Begriffe von Mein und Dein sind tatsächlich nicht bei allen Menschen gleich. Der Gold- dieb sagt leichtfertig: „Unser Herrgott läßt den Wald auch für die Armen wachsen,“ und ebender- selben Meinung ist auch der Wilddieb betreffs des Wildes. Und der Mann, der sich Kaninchen hält, ohne eine Handbreit Grund und Boden zu haben, dieselben also aus andern Leuten Besitz nährt, und der Fischliebhaber, der insgemein zur Nachtzeit in fremden Revier sichtet, und der Weber, der Nestle für sich behält, so daß sein Heim bald einer kleinen Schnittwarenhandlung ähnlich sieht, und der Schornsteinfeger, der im Kamin des Bauernhauses ohne Bewillensbisse einige Würste zu sich steckt, sie huldigen alle denselben unklaren und unbestimmten Anschauungen über das Eigentum.

Der einzige, richtige Grundsatz ist der: „Was nicht dein ist, rühr nicht an,“ und sei's eine Stecknadel oder etwas noch Geringeres. Und diesen Grundsatz, auf dem sich gewiß von selbst Ehrlichkeit und Ethlichkeit aufbauen, sollten die Eltern ihren Kindern einzuprägen nicht müde werden. Und bringt ein Kind etwas nach Hause, dessen redliche Herkunft zweifelhaft ist, dann mag der Vater oder die Mutter es sich angelegen sein lassen, der Sache auf den Grund zu gehen. Die erste nachgewiesene Unehrllichkeit soll strenge Strafe

finden, damit von allem Anfang an der schlimme Gang unterdrückt werde; das kann allerdings nur von Eltern geschehen, die selbst pünktlichster Ehrlichkeit sich befleißigen, sonst würde das bestrafte Kind gar bald herausfinden, daß ja die Strafenben selbst es nicht allzu genau nehmen.

Die Heiligenlegende der kommenden Woche zeigt uns ein Lebensbild des seligen Johannes Berchmanns, dessen Fest am 13. August gefeiert wird, einen Jüngling mit zartem Gewissen betreffs fremden Eigentums. Als er einmal mit seinen Genossen in den Weingarten des Klosters ging und sie über einen Fußweg kamen, der mit Haselstauden eingezäunt war, bemerkte ein Klosterknecht eine Nuß an einer Staude und pflückte sie; der Gärtner aber hatte die Haselnüsse bereits eingeheimst. Als bald sagte Johannes: „Was lust du da, mein Bruder?“ Nachend erwiderte der andere: „Wenn die Früchte bereits eingeheimst sind, so dürftest doch der Uebertrest dem gehören, der ihn eben findet; ich glaube, daß so etwas doch nicht verboten ist.“ Johannes ließ zwar diese Entschuldigung gelten, sagte aber doch: „Ich würde es doch nicht tun und nicht zu solchen Auslegungen meine Zuflucht nehmen.“

Man kann eben in diesem Punkte nicht zart genug sein.  
Der Kalenderschreiber.

**Ein Versehgang.**

Aus dem Tagebuch eines Diasporavitars.

Es klopf an der Türe des Klassenzimmers, in dem ich gerade Religionsunterricht hielt.

„Was gibt's?“  
„Es ist eben telephoniert worden, eine kranke Frau in S., nicht weit von der Bahnstation St. verlangt nach dem Geistlichen.“

Schnell überlegt, wann der nächste Zug fährt. Die Religionsstunde halte ich zu Ende; die zweite Stunde wird der Lehrer halten. Eilig werden die Vorbereitungen zum Versehgang getroffen. Der Zug 9.50 fährt mich mit dem Allerheiligsten auf der Brust nach der Station St. Eine Bahnfahrt von 31 Minuten.

Doch nach welcher Richtung des Himmels liegt der Ort S.? Wie weit mag es sein?

Im nächsten Hause — es war eine Gastwirtschaft — erhalte ich Antwort: über 2 1/2 Stunden Entfernung.

Mit dem Rad zu fahren, ist nicht möglich; der widrige Wind ist zu stark.

Nach halbständigem Warten in der Gastwirtschaft ist ein Wagen zur Stelle. Die Wagenfahrt beginnt; eine theophorische Wagenfahrt! Im schnellen Tempo geht's durch viele Dörfer, an Wiesen, wohl- bebauten Aedern vorbei, zwischendurch Tannenwald.

Endlich ist S. nach 1 1/2 stündiger Fahrt erreicht. Wo wohnt die kranke Person? Da ist das Kaiserliche Postamt. Ich steige aus, erfrage und erfahre die genaue Adresse der Frau B. Zugleich telegraphiere ich an die Direktion der höheren Mädchenschule in S. . . . den an dem Nachmittage um 3 Uhr stattfindenden Religionsunterricht für die katholischen Schülerinnen zu verlegen, da ich zur angegebenen Zeit nicht zurück sein konnte. — Nun suche ich das Haus an der und der Straße mit der und der Nummer. Ich finde es. Die Türen stehen offen, ich gehe hinein, mache mich bemerkbar. Doch kein menschliches Wesen findet sich. Ich verlasse das Haus, suche im Hofraum und treffe endlich ein altes Mütterlein, welches mit Viehsüttern beschäftigt ist.

„Ist die kranke Frau B. . . hier? Ich bin der katholische Geistliche.“

„Ist gut, Herr Pfarrer, daß Sie da sind. Ich hab' Ihnen Nachricht geschickt. Es ist nämlich meine Schwester, die krank ist. Ich wohne auch schon lange Jahre hier und gehe alljährlich in der Osterzeit nach Br. . . . zu den heiligen Sakramenten und dann vielleicht noch einmal im Jahre zur Kirche,“ und die Tränen standen der Frau in den Augen.

Seit langen, langen Jahren hatte an dieser Stelle kein katholischer Geistlicher gestanden. Die alte Mutter war hier alt geworden und boden-

ständig. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, be-  
steige den Wagen und fahre nach Dorf S. . .  
nochmals eine halbe Stunde; eine langgestreckte  
Chaussee.

„Sehen Sie dort“, sagte der Kutscher endlich,  
„jenes einsam gelegene Chausseewärterhäuschen?  
Da wohnt die kranke Frau.“ —

Jawohl, ein ärmliches Haus, ein ärmliches  
Zimmer, ein ärmliches Bett, ein ärmliches, 71  
Jahre altes Mütterlein. Und der göttliche Hei-  
land im allerheiligsten Sakramente, der gute Hirt,  
er steigt hinab in armenliche die Hütte zu seinem kranken  
Schäflein.

Freudestrahlend streckte mir das alte Mütter-  
lein die welken Hände entgegen. Andächtig emp-  
fängt sie die heiligen Sakramente. Seit unge-  
fähr 50 Jahren wohnt die Frau hieselbst. Ihr  
Mann, ebenfalls aus katholischer Gegend, liegt seit  
mehreren Jahren hier schon beerdigt. Wie Hand-  
del und Wandel es so mit sich bringt, waren die  
beiden hier sitzen geblieben. In gesunden Tagen  
und jüngeren Jahren machten sie beide den Weg  
von über vier Stunden öfters zur katholischen  
Kirche in Bl. Nun wohnt sie bei ihrer Tochter und  
den Kindern, die auch katholisch getauft sind und  
katholisch erzogen werden sollen. Aber wie weit  
vom nächsten katholischen Gotteshause, ohne katho-  
lichen Religionsunterricht bei einem Alter von 10,  
11, 12 Jahren! Das ist Diaspora. Nachdem  
ich dieser kleinen, katholischen Gemeinde noch ent-  
sprechende Belehrungen, Verhaltensmaßregeln und  
tröstende Worte gependet, verließ ich das Haus.  
Und heimwärts gieng auf holperigen Wegen durch  
Wald, Feld und Dörfer. Unterwegs enthüllte  
mir der Kutscher, daß er auch Katholik sei, der  
einzige Katholik in St., der Bahnstation, der wir  
zusteueren. Er war weit in der Welt gewandert,  
seiner Religion treu geblieben, wie er sagte, zeigte  
aber doch manche verschwommene, unklare Ansichten.

Am späten Nachmittage treffe ich wieder zu  
Hause ein. In wenigen Stunden hatte ich viel  
erlebt, viel Trost und Hilfe gebracht. Niemals  
kommt es mir mehr zum Bewußtsein, wie unsag-  
bar glücklich der katholische Christ in katholischer  
religiös gut versorgter Gegend ist, als in solchen  
Situationen.

### Im Brennpunkt eucharistischer Liebe.

(Aus „Schauen und Beten“ Lourdes-Bilderbuch für  
Krankenkinder von Jos. Zimmer, Pr. d. Diözese Fulda  
Fuldaer Liebenbrüder.)  
(Schluß.)

Was eine Fülle göttlicher Freude wird so in Lour-  
des aus der immerwährenden Gottesverehrung gebo-  
ren, wo jährlich Hunderttausende ihren verborgenen  
Gott im Sakramente aufnehmen!

Und nach der süßen ersten Vereinigung, wie  
schwimmt im Herz der Drang der Liebe! Wie ist man  
bestrebt, daß ja keine Minute verloren geht, die man  
dem guten Heilande widmen könnte.

Jeder Pilgerzug führt seine Scharen geschlossen  
zur Generalkommunion. Und auch alle anderen, die  
zur Mutter wallen, legen in der hl. Kommunion dem  
eucharistischen Heiland ihr Herz zu Füßen. Erst dann  
ist die Pilgerfahrt vollkommen, wenn sie die Liebe des  
Herzens Jesu gelostet und wenn sie eingestimmt ha-  
ben in den rauschenden Chor: Hochgelobt sei Jesus  
in dem allerheiligsten Sakramente!

Ja, die anbetende Liebe, die brennt wie ein lo-  
berndes Feuer an der hl. Stätte.

Da genügt der Tag nicht mehr. Da hallt auch  
die Nacht wider von eucharistischen Klängen.

Jeder größere Pilgerzug hält es für seine Ehren-  
pflicht, dem heiligsten Herzen Jesu eine nächtliche An-  
betung zu weihen.

Wenn die ganze Welt in dem Schweigen der Nacht  
versinkt, liegen Tausende in der Rosenkranzkirche vor  
dem ausgelegten hochwürdigsten Güte auf den Knien  
und beten an. Gebet wechselt mit Gesang. Von der  
Anbetung und dem Lobpreis steigt das Herz zum  
Dank, und vom Dank beugt es sich nieder zur Sühne  
und hebt sich wieder empor in der flehenden Bitte.

Ja, da fühlt die gottminnende Seele sich einmal  
ganz in ihrem Elemente. Gottes Lob und Preis, seine  
Ehre und Verherrlichung ist ja des Menschen erha-  
benste und letzte Bestimmung. Da tritt denn auch  
die Welt von uns ganz zurück mit all ihren verwor-  
renen Wünschen in das Dunkel der Nacht. Und auch

die Natur scheint ihre Ansprüche für diese Stunden  
zurückzustellen, wo das Herz in göttlichem Banne  
liegt. Die Müdigkeit flieht unser Auge, es sprudelt  
wie ein Morgentau immer neue geistige Frische auf  
die Seele. Und diese Geistesfrische durchdringt auch  
die Körperkraft.

Nun ist es zwölf Uhr.  
Da steigt der Heiland ernst und feierlich zum  
ersten Male an diesem Tage auf den Altar herab im  
heiligen Opfer.

Mitternachtsmesse!  
Sie ist das große Gastmahl, von dem die lechzen-  
den Seelen genießen. Es wiederholt sich hier das-  
selbe Schauspiel wie damals, als der Herr noch auf  
Erden wandelte. Tausende waren ihm gefolgt, hatten  
sein Wort angehört. Nun hungerten sie. Da brach  
ihnen der Herr das Brot. Sie aßen und wurden  
satt.

So hungern hier die Seelen nach dem lebendigen  
Brot. Und der Heiland füllt mit seinem kostbaren  
Leib und Blut die Herzen. Und sie werden satt und  
der Seligkeit voll. Ja, diese Stunden muß man ver-  
kostet haben, um all ihren seligen Reiz zu empfinden.

Sie bleiben wie unvergängliches Glück in der  
Seele. Sie sind aber auch feste Bande, die uns an  
den eucharistischen Heiland knüpfen.

Zu einer lieblichen Lourdes - Erinnerung wird  
dann ferner auch die Grottenmesse!

Messe mit Kommunion an der Grotte sind von  
einem besonderen Zauber umweht. In dieses bren-  
nende Herz fällt wie Weihrauch der liebe Gedanke an  
die Mutter so nahe.

Nun steigt als Weihrauchwölkchen aus dem Feuer  
die Freude, in der hl. Kommunion auch dem Mutter-  
herzen so seliges Glück zu bereiten. Und da wächst  
der Eifer und die Liebe.

Ja, das sind würdige Kommunionen an dieser  
heiligen Stätte, die auch in ihrer ganzen Seligkeit ge-  
füßt werden. Das Herz ist auf Mutterliebe gestimmt.  
Und wie beim Kinde ist rückhaltlos unsere Hingabe  
an Jesus, und Jesus senkt sich voll ins Herz des  
Kindes.

Wundert ihr euch nun noch, ihr da draußen, daß  
Lourdes so herrliche Geistesfrüchte trägt?

Die Liebe zum allerheiligsten Sakramente gräbt  
sich tief in unsere Seele, wir wachsen hinein in dieses  
lieblichende Herz des Gottmenschen. Und so schrei-  
ten wir von der Stätte „tamquam leones ignem  
spirantes, wie feuerschraubende Löwen,“ wie der hl.  
Chrysostomus sagt, gerüstet zum Kampfe gegen eine  
Welt von innen und außen.

So wird in Lourdes das Reich des Gottmenschen  
ausgebreitet. Jene, die von dem Duell himmlischer  
Kraft hinauszuweichen ins Leben, werden draußen der  
Souvereität der Welt sein. Sie werden durch ihr vor-  
bildliches Leben und Lieben auch eine gleichgültige  
Welt berühren und antegen.

Und so wird die ganze große Hoffnung auf Welt-  
erneuerung, die der hl. Vater auf die Verehrung und  
den würdigen und häufigen Empfang des allerheilig-  
sten Sakramentes setzt, in Lourdes mit Grundgelegt.  
Darum dürfen wir lobpreisend nach unserem lie-  
ben Lourdes schauen und beten:

O Gott, erhalte es uns!

### Zeitige Entschiedenheit.

Wie war sie so glücklich, einen tüchtigen jungen  
Mann zum Gatten bekommen zu haben: er hatte  
Geld, war geistreich, gesund und, was die Hauptsache  
war, religiös gesinnt. Wie dankte sie dem lieben  
Gott, da ihr Franz sie, als sie verlobt waren, jeden  
Sonntag in die heilige Messe begleitete.

Es kam der erste Sonntag nach der Hochzeit.  
Stolz schritt sie am Arm ihres Gatten einher, als sie  
zum ersten Male wieder zur Kirche gingen. Sie  
kamen zur Kirchthüre und hier war sie wie aus dem  
Himmel gefallen, als der Gatte sagte: „Auf Wieder-  
sehen!“ und sie allein lassen wollte. „Gehst Du nicht  
mit mir hinein?“ sagte sie. „Nein.“ — „Hast Du  
irgend ein dringendes Geschäft, das Dich abhält?“  
— „Nicht, daß ich wüßte.“

„Aber, um Himmels willen, Franz. . .“ — „Es  
ist bei mir Grundsatz.“ Und kräftig strich er sich den  
Bart. Also, als Gatte ging er grundsätzlich nicht in  
die Kirche, er, der als Verlobter es jeden Sonntag  
getan hatte. Welcher Schmerz für die Gattin!

Doch, sie sammelte sich auf der Stelle und faßte  
einen Entschluß. Sie bat ihn, mit ihr umzukehren. Zu  
Hause angekommen, ging sie mit Eifer sogleich daran,  
ihre Sachen einzupacken. „Aber was machst Du da,  
Stephanie?“ — „Das siehst Du doch, ich packe ein,“  
sagte sie äußerlich mit größter Ruhe, obgleich es in

ihre lochte. „Warum?“ — „Weil ich sofort zu meinen  
Eltern zurückkehre.“ — „Aber, laß doch diese Kinderei  
bleiben!“ — „Ah so, das nennst Du eine Kinderei!  
Glaubst Du denn, daß ich noch eine Stunde länger  
mit einem Heuchler und Lügner zusammenwohnen  
werde?“ Und sie hielt ihm mit all der Eindringlich-  
keit eines verwundeten Frauenherzens vor, wie er  
als Verlobter sich so fromm gestellt habe. Er be-  
schwor sie, indem er sich dabei sogar auf die Kniee  
niederwarf, es doch nicht zu einem solchen Aergerniß  
kommen zu lassen.

Schließlich gab er nach und war zu allen Zuge-  
ständnissen bereit. Sie nötigte ihm das Versprechen  
ab, regelmäßig mit seiner Frau den sonntäglichen  
Gottesdienst zu besuchen, was er auch noch an dem-  
selben Tage ausführte. Ja, mit der Zeit erfüllte er  
seine religiösen Pflichten mit wahren Eifer und wurde  
der beste Familienvater.

Aber wie wäre es wohl gekommen, wenn die  
junge Gattin am ersten Sonntage weniger entschieden  
gewesen wäre!

### Schutz in der Schlacht.

(Aus dem Kriegesleben.)

Die blutigen Schlachten von 1870/71 waren zu  
Ende; schon rüstete man sich zur Heimkehr und in  
froher Ungebuld harzte manches Herz daheim dem  
Augenblicke entgegen, wo der Sohn, der Bruder, der  
Mann, der Vater heimkehren sollte. In diesen Ta-  
gen fuhr Schreiber dieser Zeilen mit einem Kauf-  
mann aus N. eine Straße Weges in der Post. Das  
Gespräch wendete sich selbstredend bald auf die glück-  
liche Vollendung des Krieges und auf die Heimkehr.  
Der Kaufmann hatte auch seinen einzigen Sohn zur  
Armee abgeben müssen und trug einen Brief be-  
sich, den er soeben erhalten hatte. Er las ihn — auf  
Erzuchen — vor. Der Sohn hatte in einer Schlacht  
im heftigsten Feuer gestanden, umfaßt von den feind-  
lichen Geschossen; zur Rechten und zur Linken hatte  
er seine Kameraden fallen sehen; seine Waffentüde,  
seine Kleider waren von den Kugeln durchlöchert  
worden; den Weg auf ihn selbst hatte nur eine Kugel  
gefunden; aber sie war an einem harten Gegenstande  
abgeprallt, nur einen heftigen Schmerz hinterlassend!  
So war er wohlbehalten aus dem Schlachtgetümmel  
hervorgegangen. Und wie? Der Vater, ein eben so  
guter Katholik, als kernhaft und entschieden in seinem  
ganzen Wesen, hatte, so erzählte er, seinem Sohne,  
als er beim Abschiede wehmütig geworden, Mut  
eingesprochen und ihn, während er auf ein Skapulier,  
welches er ihm vermittelt hatte, hinwies, ermahnt,  
er sollte sich täglich in den Schutz der heil. Jungfrau  
empfehlen und, wenn es in eine Schlacht gehe, wenig-  
stens durch ein Ave Maria mit Rücksicht auf sein  
Skapulier sie vertrauensvoll anrufen. Dann solle er  
guten Mutes sein. Daß er sich gut aufführe, sehte  
der Kaufmann hinzu, hab' ich ihm nicht noch be-  
sonders gesagt; er ist ein zu braver Junge. — Der  
Sohn hatte die Ermahnung des Vaters wohl behalten  
und das, meinte er in seinem Briefe, habe ihn ge-  
schützt und gerettet. — Wir zweifeln nicht daran.  
Aber sicher hatte auch der Vater daheim durch sein  
Gebet zur hl. Jungfrau sein Teil dazu beigetragen.  
Die Macht der Fürbitte der hl. Jungfrau ist groß;  
der Schutz des Herrn allmächtig. —

### Kampf für's Vaterland.

Zu Beginn des amerikanischen Freiheitskampfes  
elkten Freiwillige von allen Seiten herbei. Von  
einem Jäger Joh. Stark wird erzählt, daß er fünf  
Minuten, nachdem er die Nachricht vom Kriegsaus-  
bruch erhielt, von seinem Gute gegen Boston jagte  
und auf dem Wege überall die Freiwilligen zum  
Zuge mitriß. Gabriel Putnam, der in den Indianer-  
kriegen den Rang eines Obersten erworben, pflügte  
mit seinem Sohn auf dem Felde, als er die Nachricht  
vom Krieg erhielt. Er sandte den Knaben mit den  
Ochsen nach Hause und eilte, wie er ging und stand,  
nach Boston, um sich dem Vaterland zur Verfügung  
zu stellen.

### Mutig vorwärts

Scheut nicht die Nacht! Das ganze Meer bricht sich  
In einer einzigen süßen Felsenklippe.  
Scheut nicht die Uebermacht! Und gehen hundert  
Von ihrer Zahl auf einen Mann von uns;  
Gott ist mit uns und seine heil'gen Engel.

(Körner, Briny.)

Nur in schwülen Prüfungsstunden  
Sproßt die Palme, die den Sieger krönt.

## Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

### Allerlei über Kindererziehung.

Lose Blätter von einem alten Prattikus.

Die Zuchtmittel.

(Fortsetzung.)

Das richtige Strafen, sagten wir, ist eine große Kunst. Niemand soll man in der Uebereilung, unbesonnen gedankenlos oder gewohnheitsmäßig strafen. Das geschieht mit dem Stock seltener, dagegen ungemein häufig mit der Hand. Ich meine da zunächst das sogenannte „patschen“. Besonders die lieben Frauen sind es, die so gern „patschen“. Es gibt Frauen genug, die fast nie ein Gebot oder ein Verbot geben, ohne mit der geraden oder umgekehrten Hand dem Kind, dem's gilt, eins auszuwischen. Nicht gerade hart, nicht besonders schmerzterregend, nicht aus einer besondern Absicht, — vielmehr rein mechanisch, geradezu geschäftsmäßig: „Laf das“ — patsch, — „Hör auf“ — patsch, — „Wo warst du denn?“ — patsch! Ja, warum denn und wozu denn? So was macht gar keinen Eindruck, so wenig angenehm es dem Empfänger sein mag. Es macht aber gleichgültig, stumpft ab und trägt sicher nicht dazu bei, das Ansehen der Mutter oder die Anhänglichkeit des Kindes zu erhöhen. Blumen, die man zu oft gießt, versauern, — seltener, aber dann durchdringender, das ist's! Eine kräftigere Auflage der „Patschen“ sind die Ohrfeigen. Sie lassen sich ohne Umständlichkeit gleichsam mit Bequemlichkeit beibringen, wenn die eigene Hand und der Kopf des Kindes einander nahe sind. Dieses Ohrfeigengeben ist aber schädlich für Leib und Seele des Kindes. An den Kopf geschlagen werden, kann dem Gehör oder selbst dem Gehirn des Kindes Schaden bringen; es heißt die menschliche Würde verletzen, den edelsten Teil des Leibes zu schlagen; zugleich ist das Ohrfeigengeben niemals eine besonnene und gerecht abgewogene Strafe, sondern nur der Ausbruch von augenblicklichem Zorn oder Aerger, der sich damit abladen will. Das fühlt auch das Kind und sieht in der erhaltenen Ohrfeige niemals eine wohlverdiente Strafe, sondern mehr die unbefehliche üble Stimmung dessen, der sie spendet. Dieser aber gewinnt dadurch weder an Achtung noch an Liebe bei den Kindern. Wenn andere Strafen recht wohl in vernünftiger Absicht und zum Nutzen des Kindes gegeben sein können, so kann solches niemals von den Ohrfeigen voraus gesetzt werden; daher läßt sich keineswegs bezüglich der Ohrfeigen anwenden, was, wie wir in der vorigen Nummer ausführten, sonst bei Strafen so ratsam ist, nämlich dieselben zu verschieben mit der Erklärung: „Du wirst morgen deine Ohrfeige bekommen.“

Also nicht gedankenlos und ohne Ueberlegung strafen.

Um Gottes willen auch nicht „summarisch“. Ein Freund erzählte gelegentlich immer wieder einmal, wie seine Mutter ihn oder seine Geschwister im Bedarfsfalle in das abseits liegende stille Studierzimmer des Vaters geschoben habe, wortlos ohne Erläuterung. Der in seinen Arbeiten gestörte Vater sprang auf, holte irgendein Pfeifenrohr, legte den Störfried übers Knie, prügelte ihn durch und schob ihn wieder zur Tür hinaus. Keine Frage nach dem Warum und Wieso? Keine Unterscheidung schwerer und leichterer Sünden, — sondern ein für allemal, wer „in Vaters Stube kam“, wußte, was ihm bevorstand und erhielt sein Traktament. Wenn auch diese Geschichte nach zwanzig Jahren mit einem gewissen Humor zum Besten gegeben wurde: eine gewisse Bitterkeit lag doch in der Erzählung über die Verurteilung und den Strafvollzug ohne Verhör und Beweisaufnahme. Hierbei können wir gleich ein Wort sagen über das leider in Dorf und Stadt so beliebte Drohen mit dem Vater. „Wart, wenn der Vater heimkommt“. Es wird wenig Frauen geben, die das nicht schon gesagt haben. Nehmen wir an, die Mutter sagt es wirklich dem Vater — oft ist das Wort nur eine leere Drohung und das ist noch schlimmer — und der Vater straft daraufhin wirklich das Kind. Dann ist die Sache meistens schon schief. Das Maß der Strafe wird der Unart, die der Vater ja nur vom Hörensagen kennt, meistens nicht angemessen sein. Das Ansehen der Mutter leidet nicht wenig, ohne daß das des Vaters sich hebt, denn er wird dadurch zum Büttel erniedrigt. „Hau dir deine Buben selber“, habe ich einmal einen Mann seiner Frau antworten hören, die ihn gegen die bösen Buben zu Hilfe gerufen hatte, „wenn sie ungezogen

zu mir sind, hau ich mir sie auch selber“. Ganz recht hatte er. Warum soll denn die Mutter nicht Herr sein über ihre Kinder, wie der Vater? Weil sie eine Frau ist? Ja, was wird einer Frau sonst alles zugemutet! Was soll sie können und leisten! Und da soll sie, da doch das Kind vom ersten Lebenstag an ihr in die Hand gegeben ist, die die Möglichkeit der Beeinflussung weit mehr in der Hand hat, als der durch Berufsarbeiten tagsüber anderweitig und meist auswärtig beschäftigter Vater — da soll sie den Vater anrufen, wenn das Kind gehorchen und artig sein soll. Nein, ihr Mütter nehmt selbst das Werk der Erziehung in die Hand und ruft niemand zu Hilfe, wenn ihr allein fertig werden könnt, und gebt euch nicht das Armutszeugnis, als ob ihr eure Kinder nicht selbst ziehen könntet. Ihr könnt, wenn ihr wollt. Ist es denn wahr: „Schwachheit dein Name ist Weib?“ Ist denn die körperliche Stärke das Ausschlaggebende in der Erziehung? Ja, wenn wir so weit kommen, wie jener alte Vater, der mir die Unart seines Sohnes so erklärte: „Ja, wissen Sie, Herr Pfarrer, er wird mir zu stark, ich packen nit mehr“, dann sind wir mit unserer Erziehungskunst zu Ende. Von den großen Männern unseres Volkes sagt man, daß man ihnen ihre Mütter anmerke und die Namen der Mütter der großen Männer aller Zeiten werden in hohen Ehren genannt, weil man einen nicht geringen Teil der Größe ihrer Söhne ihrem Einfluß zuschreibt. Es können nicht alle Mütter solche Söhne ziehen, aber alle können sich ihrer Frauenwürde und Mutterpflicht bewußt sein und gute tüchtige Kinder ziehen, gehorsame und brauchbare Leute aus ihnen machen helfen. Und heißt es denn nicht dem Vater Ungehöriges zumuten, wenn er müde abends heimkommt und mit Weib und Kinder fröhlich sein will — wenn er sich darauf freut, nun im Kreise der Seinen des Tages Last und Aerger vergessen zu können, daß er dann Strafgerichte halten und Bütteldienste verrichten soll. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die Mutter schlimmere Unarten der Kinder dem Vater verheimlichen soll.

Noch eine andere Art summarischen Verfahrens ist mir aus meiner Jugend in Erinnerung. Da wohnten in der Nachbarschaft im Hinterhaus zwei 10—11jährige Buben, die jedesmal Freitags den unwillkürlichen Drang in sich fühlten, irgendeine Heldentat zu tun. Bald war es eine Fensterscheibe, bald eine Laterne, die sie zerschlugen; einmal prügeln sie ohne jede sittliche Veranlassung des Hausherrn Einzigen, ein andermal öffneten sie den Wasserhahn in der Waschküche, so daß da unten eine richtige Ueberschwemmung entstand. Und alles offenbar nicht, weil es ihnen an sich Freude gemacht hätte, — sie waren wirklich gute Jungen —, sondern, wie sie oft genug sagten, weil sie ihre „Wochenschläge“ verdienen wollten. Das verstand ich nicht, bis ich sie einmal am Samstag abend heimbegleiten konnte. Als sie zu Nacht gegessen hatten, mußten sie antreten, die Mutter nahm ein kräftiges Röhrchen und wickelte auf die Buben los, so weit die Kraft reichte. Und die Schläge begleitete sie taktmäßig mit den Worten: „Das ist für die Woch! Das ist für die Woch!“

Also ja nicht summarisch.

### Eine christliche Mutter von dazumal.

Meine Mutter war verwitwet und hatte vier kleine Kinder. Eines Tages waren wir, zwei Brüder und ich, ungehorsam gewesen; die Mutter ergreift die Rute und schwingt sie. Wir beugen den Rücken — aber der Sturm entladet sich nicht. Wir sehen, wie sie die Rute fortlegt mit dem Worte: „Nein, heute nicht, ich bin im Zorn.“ Der nächste Tag ging ruhig vorüber und wir glaubten schon, alles sei vergessen. Aber Welch eine Täuschung! Am dritten Tag waren wir noch im Bette, als die Mutter mit der schrecklichen Rute vor uns hintret und sagte: „Gestern war ich noch erregt, aber heute kann ich euch strafen, daß es euch nicht. Also, kommt nur her.“ Und wir bekamen einen ordentlichen Denzettel.

Die Mutter bewachte auch bei den Erwachsenen das Ansehen, das sie sich schon bei den Kindern erworben hatte. Eines Sonntags abends wollte mein ältester Bruder auf eine Stunde mit ganz unbescholtenen Freunden ausgehen, aber die Mutter gab keine Erlaubnis. „Wenn das so weiter geht, gehe ich davon“, sagte er mürrisch. Aber er bestand nicht auf seiner Bitte und ging zu Bett. Beim Erwachen am nächsten Morgen aber fand er auf einem Stuhl zusammengelegt zwei Hemden und seine Kleidungsstücke. „Schau, was ist das?“ — „Das, das ist Dein Bündel. Mach Dich nur fort. Du gehörst nicht mehr hierhin.“ —

„Aber . . .“ „Nein Aber!“ Es gab keine Widerrede. Traurig schnürte er sein Bündel und kam uns Lebewohl zu sagen. Wir schickten uns an, ihn zu begleiten. „Bleibt hier“, sagte die Mutter, „niemand geht mit, nicht einmal bis zur Tür.“ Keiner rührte sich mehr, aber uns allen schwoll das Herz.

Am Abend gegen 9 Uhr, während wir beteten, trat er wieder zur Türe herein, aber niemand gab ihm einen Willkomm. Am folgenden Tag ging es ebenso, man schien seine Gegenwart nicht zu bemerken. Wir gingen alle aufs Feld hinaus und ließen ihn allein im Zimmer, den Kopf in die Hände gestützt. Am zweiten Tag, als die Mutter jedem seine Tagesarbeit auftrug, wagte er die Frage: „Und ich, gibst Du mir nichts zu tun?“ — „Wenn Du gelernt hast, zu gehorchen, wirst Du etwas zu tun bekommen.“ — „Mutter, ich schwöre, Dir zu gehorchen.“ — „Immer?“ — „Ohne Widerrede?“ — „Ohne Widerrede.“ — „Gut, dann gehe wieder an Deinen Platz!“ Und er war damals 22 Jahr alt. Wäre er 30 Jahre alt gewesen, wäre es ihm ebenso ergangen. Die Empfindlichkeit unserer Tage würde sich freilich sehr wehren gegen solche von einer Mutter gegenüber ihren Söhnen angewandten Mittel, trotzdem hatten sie ihr Gutes, wenn wir sie beurteilen nach den Menschen, die diese Art der Erziehung hervorgebracht hat.

### Zur Mobilmachung.

Gar manches Vater- und Mutterherz ist jetzt in tiefes Leid versenkt, weil ein Sohn, so herzlich geliebt und vielleicht die einzige Stütze der alten Tage, mit in den Krieg ziehen muß. So ging's auch im Jahre 1870 einem Vater; schon mancher schwere Schlag hatte ihn getroffen und nun mußte der Sohn mit ins Feld. Das traf ihn fast zu hart; sein Herz war voll Trauer — eine Träne perlte in seinem Auge. Schon wollte er zagen, da fiel ihm plötzlich und ganz eigentümlich das Wort des Herrn ein: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den der Vater mir reicht?“ Es ergriff seine ganze Seele; unwillkürlich richtete sich das Auge zum Himmel und sein Mund sprach das Wort: „Kann dieser Kelch nicht vorübergehen, ohne daß ich ihn trinke, so geschehe dein hl. Wille. Nur gib mir Stärke in dieser Trübsal!“ Fortan war's ruhig in seiner Seele und zur Zeit hatte er die Freude, daß sein Sohn gesund und wohl aus dem Kriege heimkehrte. — Mögen diese Worte dieselbe Kraft an allen beweisen, die jetzt in ähnlicher Lage sich befinden.

### Wunsch.

Goldner Friede,  
Süße Eintracht  
Weilet, weilet  
Freundlich über dieser Stadt!  
Möge nie der Tag erscheinen,  
Wo der Himmel,  
Den des Abends sanfte Röte  
Lieblich malt,  
Von der Dörfer, von der Städte  
Wildem Brande schrecklich strahlt!  
(Schiller, Glode.)

### Eine Mutter, wie sie sein soll.

Am Kirchweihlage war es, da hat sich das kleine und einzige Söhnchen einer bäuerlichen Familie auf dem Mittelgebirge etwas zu lustig aufgeführt. Bald nach dem Mittagessen hatte sich der Kleine in einen Streit eingelassen mit einem größeren Buben, der als Arbeiter in der Familie war. Der Kleine wurde zornig. Das sah die Mutter. Sofort nahm sie den Zornigen bei der Hand, belehnte ihn, daß das nicht sein darf, daß das gefehlt sei, und gab ihm noch obendrein ein „Pflaster“ zur Legung des Zornes.

Diese Mutter hatte die rechte Liebe zu ihrem Kinde und auch das richtige Strafverfahren angewandt. Der Zorn, in der Jugend nicht gebändig, bestraft im Jünglings- und Mannesalter diejenigen, die den Zorn hätten bändigen sollen und es nicht getan haben.

### Splitter.

Ein jeder soll sein vor seiner Türe lehren und gedenken, daß sein Haus nicht sei ohne Winkel und sein Garten nicht ohne Unkraut und sein Buch nicht ohne Fehler. (Abraham a S. Clara.)